

Die „gute“ Stube.

Eine Skizze von Gräfin Mathilde Luckner.

Mehrere Wochen hielt ich mich in der kleinen Provinzialstadt auf, um dort Chroniken, alte Kirchenbücher und mündliche Ueberlieferungen zu studieren...

Man kam mir, wohl schon aus Oppositionsgeist gegen alles Fremde, wenig freundlich entgegen; ja, hie und da erschwerte man mir meine Aufgabe nach jeder Richtung.

Da ward mir von einem Freunde die gewünschte Auskunft über den mir bisher undegreiflichen Widerstand.

„Sie haben wahrscheinlich,“ so schrieb mein alter, weltersahrender Freund, „die erste Bedingung zum Gelingen Ihres Unternehmens außer Acht gelassen, Sie haben veräußert, den Honorationen einen Besuch zu machen.“

Also das war der Grund. Wüthig griff ich zu Hut und Handschuhen und ließ mir vom Wirth der „grünen Eule,“ so hieß mein Gasthof, — „eine Riste, der Großen dieser kleinen Erde“ geben.

„Der Herr Bürgermeister sind beschäftigt, bitten aber in die gute Stube einzutreten,“ beantwortete das Dienstmädchen meine Frage nach dem Vater der Stadt.

Gerade wollte ich ihrer Weisung folgen, als ein Passus in meines Freundes Brief mich erinnerte: „daß man vorzüglich die Frauen jener wohlweisen Rathsherrn zu gewinnen suchen müßte!“

„Frau Bürgermeisterin?“ fragte ich. Das Mädchen, damit beschäftigt, in aller Eile die Postkornbüchel von den darauf liegenden Stabbeden zu befreien, wurde verlegen, so weit hatte man sie nicht instruiert.

„Bitte, geben Sie meine Karte auch der Frau Bürgermeisterin,“ sagte ich.

Sie entsandte sich in schlürpfendem Geschwindschritt, den ganzen Haufen Stabbeden unterm Arm, ich blieb allein in der guten Stube. Man ließ mir Zeit, hier eingehende kulturhistorische Studien zu machen; ich bemühte mich auch, dies zu thun, die Gelegenheit auszunutzen, aber es ward mir schwer, nachzudenken, zu beobachten.

Der modrige Geruch im Zimmer legte sich bleischer auf meine Sinne. Die Fenster waren gewiß seit dem letzten Schauer- und Schraubfest nicht geöffnet worden, — wir befanden uns im September, — also seit Juni: dem Pfingst-Monat, — ein Vierteljahr! —

Kein Wunder, daß mich ein heißes Sehnen nach frischer Luft erfaßte!

Man sah übrigens auch, daß hier zuletzt eine festliche Stimmung gewaltet hatte, davon zeugten unter Anderem die, noch nicht angebrannten Stearinkerzen, welche noch in ihrer ganzen Jugendfrische auf den silbernen Leuchtern prangten. „Silbern,“ — o nein, — so hieß man sie nur in dem Glasladen von Müller u. Co. an der Marktecke, aber sie waren von gelbem Glas, mit eingegrabenem Quecksilber.

Als Lichtmaniketten dienten kunstreiche Halbkugeln; eine Rose, aus blutrother Wollse angefertigt, mit langen Schlingen von weißen Perlen. Von früheren Zeiten her war der Stearin zwischen die Perlen gefaßt, und die „genaue“ Frau Bürgermeisterin hätte ihre schönen Maniketten sicher gereinigt, wenn nicht die Eigenart derselben jenen Reinigungsversuch von vornherein unmöglich gemacht haben würde!

Ich entkam mich beim Anblick der Leuchter einer jüngst gehörten Vorlesung „über Zimmerreinigung“ — „zweckentsprechend,“ der Grundbegriff entsprechend waren die Stichworte des Professors gewesen. Was würde er wohl zu diesen geküßelten Rosen sagen, aus deren Kelchen die Lichter herauswachsen?

Frau Bürgermeisterin schien diese blutdürstige Wollse en gros gekauft zu haben, — sie begehrte mir wieder, in ähnlicher Art verwandt, auf den Gardinenhalter. Auch hier erblühten Rosen in appigster Fülle.

„Sie stechen und weben, himmlische Rosen in's irdische Leben“ — dem schien die Hausfrau nachzukleben, — dieser Wahlspruch schrieb sich in blauen, grünen oder violetten Rosen auf rothem Grunde der Gardinenhalter, mir deutlich in die Seele!

Sicher rührte sie „ohne Ende die fleischigen Hände,“ denn, aus allen Eden und Enden, von allen Stühlen und Tischen, ja sogar von den Wänden herüber, redeten die bunten Kinder ihrer Stimmungen von dem ihr hier erblühenden Kultus.

Auf dem Tisch, über dem blauen Nitzglas, hatten die „fleischigen Hände“ eine weiße Decke gehäkelt, in deren Palmen-Muster ein prächtiger Fisch und eine offenbar lahme Ente (denn sie schritt auf einem Bein) sich in lieblicher Reihenfolge abwechselten. Die Franzen der Decke hingen in geschicklicher Länge zur Erde, ein Knopf meines Paletots hatte sich schon gleich zu Anfang darin festgesetzt, und als ich dann eine Bewegung machte, that die Krücke meines Sonnenschirms dasselbe und es gab einen beängstigenden Ruck, — der Schirm zog fast die Decke vom Tisch und zitternd klirrte das Geräch zu sammen.

Entsetzt löste ich die verderbliche Verbindung und rüßte das gläserne Tablett mit der leeren Wasserflasche und den sechs Liqueurgläsern wieder an den alten Platz; dabei wurde eine neue Indusrie der Frau Bürgermeisterin sichtbar: eine runde Arbeit von ausgezogenen Rüstblechern. Sie diente dem Glaskeller zum Unterlag. Seinen eigentlichen Lebenszweck konnte ich nicht recht einsehen, da vor einmaligen Uebergießungen bereits die blaue Filzdecke, die weiße Porzellan- und der Glaskeller den Tisch schützten: — Aber ich war ja überhaupt Realist in dieser Welt der guten Stube — darum begriff ich sie nicht!

Ich lehnte mich auf dem Sofa zurück, nicht ohne geheime Angst mit seinem halben Duzend „Schönern“ in Reklination zu gerasten, wußte ich doch aus jüngerer Erfahrung, wie leicht sich diese großschürigen weißen Gewirke überall anhängen, wo sie nicht hingehören.

O weh! mein armer Kopf — Das hatte ja die Härte des Marmer, — sollte das ein Ruhetissen sein? Ich besah es näher, da hing es über dem Sofa an langer Schnur, das gewisse Etwas, in Gestalt einer Wurf- und von einer Festigkeit des Materials, um die es von dem ersten, besten Granitblock beneidet werden konnte. Daraus stand zwischen Wellen und Kornblumen: „aus Liebe“ gestickt!

Diese Granitwurf mit den schötischen Bandstücken an beiden Enden, stammte sicher von derselben Ludmilla Wondratsch, welche ihre „Freundschaft“ der geliebten Freundin in Perlen und Seide auf Papiercanons bewiesen hatte, und zum Dank dafür unter Glas und Rahmen an jenen Wand aufgehängt worden war.

Gerade über der Wurf, zwischen den beiden Delbrühdildern, (rechts eine Uebergrümmung „Bei Wondratsch“, links eine idyllische Familienzene „Efterglück“), deren Rahmen die sorgliche Hausfrau mit gelbem Tarlatan gegen Fliegerattentate geschützt hatte, schmückte Ludmilla Wondratschs Angebinde die Wand.

Es wachen die Winde aus Ost und Nord. Besch' un're Freundschaft noch immerfort. Und wenn auch gar keine Winde mehr weh'n, Soll un're Freundschaft dennoch bestehn!

Wie ich durch das Glas durch. Sollte der schwungvolle Reim auch ein Produkt Ludmilla's sein?

Der bescheiden links in der Ecke für stammende Kinder und Kindeskinder hingestickte Rahmen ließ es annehmen, daß man sie nicht umsonst so genial: „Ludmilla“ gekauft hatte.

Es wählte so innig — freundschaftlich, — so zart — alljährlich aus diesen Liebeszeichen! Welch ein Gegenstand zu dem Verderben, — aber kräftig — tüchtigen Erzeugnissen der Frau vom Hause!

Diese kannte ich schon ganz und gar, sie und ihren tiefinnerlichen Schaffensdrang! Ueberall trat sie mir wie eine liebe Freundin entgegen — so z. B. von dort hinterm Ofen der leuchtete es so ansehnlich meland blutroth; wirklich rührend! die Pantoffel des Vaters der Stadt — darauf ein charakteristischer Hirschkopf mit fast unmöglichem Geweiß, mit Augen von weißen Kalkperlen, treuherzig in die gute Stube glocken, umgeben von einem Hintergrund der en-gros Wollse. Wie gern wählte ich den Namen der Stickerin!

Sollte er denn nirgend eingestickt sein? Vergebens suchte ich ihn in dem feinsäuberlich in Plüschblumen ausgeführten Rand des Spudnapfes, vergebens im bestickten Schirmhalter!

Dort am Fenster stand im Blumenstich statt der Blumen ein Goldschmied, ich bückte mich, um genauer forschen zu können, hinunter zu dem Fischer aus grünlicher Bronze, der mit in die Seite gestemmten Arm der leeren Goldschmiede als Träger diente. Sein Paarohr kennzeichnete den Venezianer und über die rechte Schulter trug er eine Stange mit rothsilbernem Wollnetz — einen Namen fand ich nicht.

Vielleicht auf dem Spindelständer der großen Kugellampe? Dieses Mal hatte die „Nimmerruhende“ sich in rothen Reifen angesetzt, von denen eine blaue Luaste melancholisch herabhängte. Enttäuscht wandte ich meine Blicke von der blauen Luaste ab, der großen Fliegenklappe zu, die in der Ecke hing. Sie war aus Leder und mit grüner Seide besetzt.

Ich bezog mich an das Entziffern der etwas undeutlichen Schrift, las dann aber leider nicht den erhofften Namen, sondern den zwar schön, aber hier etwas ironisch angehauchten Spruch: „Was man aus Liebe thut, das geht noch mal so gut.“ Ich ließ enttäuscht den Kopf hängen.

Mir wurde schließlich die Zeit lang. Es kam Niemand! Sollte man mich vergessen haben? Unruhig schritt ich auf und ab; meine verzagenden Lebensgeister erlischten sich noch eine Weile an der Betrachtung des Glaschranks und seines Inhalts; vorzüglich ein ausgekosteter Kanarienvogel, ein Donnerkeil und ein Padet silberner Vögel (dieses Mal aber nicht von Glas) reizten meine Beobachtungssucht. Die Vögel hingen, stierlich an einem Bändchen gebunden, hinter den Scheiben. Das Bändchen war blau, an oberem Ringe des Schranks angenagelt und die Vögel waren kunstvoll auseinander gespreizt.

Ich sah nach meiner Uhr, — bereits Mittag! In der „grünen Eule“ wurde jetzt die Suppe aufgetragen — die wollte ich nicht versäumen! — Entschlossen zog ich den Blaudenzug, welcher in Gestalt einer Glasperlenkette herunter hing; ich lauschte auf das Resultat! Unheimliche Stille ringsum! Ich zog stärker, horchte abermals: doch nichts, gar nichts war zu hören.

Ein wilder Verdacht veranlaßte mich, das obere Ende der Schnur genau zu betrachten — da sah ich das Vergebliche meiner Mähen ein; es gab gar keinen Draht dort in der Höhe, — die Flechte hing nur zum Puzen da!

Als ich mich zum Verlassen der guten Stube anschickte, hörte ich draußen Schritte, die Thüre ward geöffnet, ein Herr im Reifeanzug, eine Reisetasche in der Hand, trat ein und stellte sich vor: der Vater der Stadt!

Er bedauerte, keine Zeit für mich zu haben, da er auf Reisen müsse. Ob ich nicht warten wolle, — seine Gattin käme gleich, wäre nur bei der Toilette!

Ich zog vor, mit ihm zugleich das Haus zu verlassen, anstatt zu warten, bis die „Sorgliche“ sich erst in das „seidene Kleid“ geworfen haben würde.

Wir gingen eine Strecke nebeneinander auf der Straße hin. Während der Bürgermeister mir ansahend sagte, daß es ihm, aus Rücksicht auf Toilett und Lebenszüge, unmöglich sei, mir irgend welche Auskunft zu geben, hingen sich meine wonnetrunkenen Blicke an seine geliebte Reisetasche.

Dort fand ich das erlösende Wort für das, was seit einer Stunde mein Herz bedrückte. Witten in einem biden Verzeichnismittelfranz stand in goldgroßen Buchstaben: „Auf ewig Deine Emma.“

So wußte ich doch wenigstens den Namen der Golden mit den fleischigen Händen.

Der Mensch muß sich beschränken können, — darum freute ich mich des kleinen Erfolges, — wo mir der große versagt war. Besichtigung lehrte ich zu meiner „Eule“ zurück und schrie, theils aus Rachsicht gegen Bürgermeister, theils um meine lieben Mitmenschen mit dem Muster einer besten Stube bekannt zu machen, diese Zeilen über die „gute Stube.“

Glänzendes Glend.

Skizze von Hans Emir.

Toinette ist schön. Und wenn ihre Mutter sie ansieht, denkt die Gute, wie vortheilhaft diese schlante Gestalt sich in einem Seidenkleid ausnehmen würde, und wenn sie in ihrem Gedanken einmal bis zum Seidenkleid gekommen, steht es vor der fantasievolten Frau herrlich und leuchtend, wie das Bild einer Jata Morgana.

Sie sieht ihre schöne Tochter, und ihre Tochter ist — gnädige Frau! Es ist auch — so träumt die zärtliche Mutter — ein Schwiegersohn da: etwas alt vielleicht, etwas verlobt vielleicht — vielleicht auch etwas schlafmüthig. Aber er hat einen klangvollen Namen und einen Titel, vor Allem aber ist er reich, sehr reich! Und der gutmüthige reiche Schwiegersohn ist ihr liebeswüthig gegen seine Frau Schwiegermama.

Im Winter, in der Saison lebt nun die vortreffliche Dame in dem schönen Hause ihrer Tochter, die gnädige Frau ist. Sie bringt eigentlich Opfer; Schwiegermütter bringen ja stets Opfer, aber ihre Schwiegersohn ist eben so „liebendwüthig“, und ihre Tochter ist so „glücklich“, wenn Mama da ist. Und Mama ist da.

Weiter träumt die liebevolle Mutter. Das ist Toinette, ihre geliebte, theure Tochter; und ihre Tochter trägt Seide, schmückt sich mit Diamanten, hat eine Equipage, ein Landhaus, eine Loge im Theater; und ihre Tochter ist eine glückliche Frau.

So sieht sie sich in ihrem Wonneraume. Wer aber sagt: Träume bedeuten Nichts, Träume sind Unsin — den Mann kann ich bedauern; Toinette's Mutter erlebte den Traum.

Da war der erste Schwiegersohn, da war er selbstig, und — Wunder, o Wunder! er war da, ganz so, wie das zärtliche Muttergemüth sich ihn für seine Tochter gewünscht: etwas schlafmüthig, sehr gutmüthig, unendlich reich. Toinette verlobte sich.

Er sagte: „Da ist dieses Mädchen; ich liebe sie nicht, sie liebt mich nicht; aber sie ist schön und ich bin reich, also . . .“

Sie sagte: „Da sind die Thränen der Mutter, da ist das Flehen des Vaters, und da ist dieser Mann, der mich will. Er liebt mich nicht, ich liebe ihn nicht; aber ich bin schön und er ist reich, also . . .“ Es stimmte; die Sache war abgemacht. Toinette wurde gnädige Frau.

Sie trägt Seide, schmückt sich mit Diamanten, hat eine Equipage und eine Loge. Im Sommer lebt sie auf ihrer Villa auf dem Lande, im Winter in ihrem „Hotel“ in der Hauptstadt. Sie giebt Diners, Soireen und Maskenfeste; sie wird gefeiert, bewundert, beneidet. Die ganze Herrlichkeit, die die zärtliche Mutter sich für ihre Tochter erträumt, ist Wahrheit geworden. Es ist alles genau eingetroffen; das schöne Bild ist da, aber es macht leider nicht den befriedigenden Eindruck, den die gute Mutter erwartet.

Der geliebte, unbedeutende Vater und im Hintergrund der Schatten des gutmüthigen Schwiegersohnes sind dieselben; jedoch die Hauptgruppe: Mutter und Tochter — die fällt anders aus, als die liebenswürdige Dame entschieden zu hoffen berechtigt gewesen.

Die Mutter ist entsetzt, empört, außer sich. Vor ihr steht die Tochter, kalt, vornehm, und sagt ihr: sie werfe den elenden Wang von sich, sie sei ein bejammerndes Weib.

Ja, das war sie in der That — bejammerndes Weib! Ihr, die ihr den Stein aufhebt, was schreit ihr? Das Mädchen wurde verkauft und wußte es; die Eltern wußten es, der Dekan, auch der Prediger, der über sie das Amen sprach — alle Welt wußte es. Was wollt ihr? So ein Mädchen denkt mehr an das, was der Mann ihr giebt: Namen, Rang, Reichthum, als an das, was der Mann ihr sein wird — Gemahl. Jedoch als Gattin, als Weib.

Eine stolze Frauenseele wird, was ihr Glück und Seligkeit sein sollte, als Erniedrigung empfunden. Man kann einwenden, und das mit Recht: eine stolze Frauenseele verkauft sich nicht. Rein, gewiß nicht! Man hat auch auf diese Frage keine andere Antwort, keine andere Entscheidung, als die Wiederholung: Was wollt ihr — ein junges Mädchen! Und dann . . . man denke auch an die Thränen der Mutter, an das Flehen des Vaters.

Mit einem ungeliebten Manne zu leben, — das stolze Weib mit ihrer zu spät zum Bewußtsein gekommenen Seele fähig sich entwürdig.

Natürlich begreift das Niemand, nicht der Mann, nicht die Mutter, nicht die Welt. Aber Toinette ist entschlossen; sie thut, was sie gelobt hat. Sie wirft Alles von sich; sie will frei sein — frei sein um jeden Preis! Selbst wenn der gluthäugige Künstler ihre Phantasie nicht belebt hätte mit dem verführerischen Bilde eines Zusammenlebens in Liebe.

Es giebt einen „Stand“, es kommt als pikantes Detailton in die Zeitung; Toinette bleibt unbewegt. Der Mann, auch jetzt noch schlafmüthig und gleichgültig, wütht ein. Die Scheidung wird eingeleitet. Die Frau ist der schuldige Theil.

Vor dem Richter entrollt sich die Geschichte dieser vornehmen Ehe; sie ist eine tragische die Frau hat Jahre lang an der Seite ihres Mannes dahin vegetirt; sie ist dem Wahnsinn nahe, sie wird sterben, nur Befreiung kann sie noch retten und dem Leben zurückgeben, ihr Glück ist doch für immer gerettet und vernichtet.

Die Scheidung wird abgewiesen. „Nicht gerüttelt genug,“ lautet das Urtheil der weisen Richter. Ja — die Scheidung wird abgewiesen! Eine Ehe, die sozusagen nur ideell existirt, die heißt, unfruchtlich in ihrem innersten Wesen, unfruchtlich in jeder Richtung, eine solche Ehe wird nicht getrennt. Toinette bleibt die Frau ihres Mannes.

aus den Erinnerungen eines alten Chemnigers.

IX. Die Reukirchner Kompagnie rückte gegen Abend, von Hunderten von Menschen begleitet, wieder ab. Beim Gasthaus zum Wind angekommen, wurde nochmals Abschied genommen; die Herren Offiziere konnten aber die Soldaten nicht halten, selbige warfen ihre Gewehre hin in's Gras, und eine brüderliche Umarmung war der herzlichste Abschiedsgruß.

Noch ein Fall sei mit erwähnt: Ein großer Elefant war auf dem Schießplatz zu sehen; der Wärtler hatte ein böses Bein und konnte den Elefanten nächste Woche darauf nicht nach Staßberg führen, es mußte mithin ein anderer Mann dieses thun. Wie er nun mit dem Elefanten an die Staßbergerstraße kommt, geht ein Elefant in ein Wäldchen und fängt zu grasen an. Der Führer schlägt ihn leicht mit dem Rohrstock, und der Dickhäuter, ärgerlich darüber, wackelt links und rechts wieder nach dem Schießplatz in seine Bude. Freich gerümmerte er am alten Schießhaus die Fenster und noch mehrere Andere, die sein alter Wärtler ihn wieder besänftigte. Es vergingen noch vier Wochen bis der alte Wärtler wieder gesund geworden, und eher brachten sie den Elefanten auch nicht fort. In dieser Zeit war auch ein neues Schießhaus gebaut worden, welches jetzt noch steht.

Noch muß ich von der Kommunalgarde, ehe selbige in Folge des Marsches mit den Freikämpfern zur Revolution nach Dresden aufgelöst wurde, eine hübsche Episode erwähnen. Jam „warmen“ wie auch „kalten“ Jahreszeit zog eine Kompagnie Kommunalgarde Mittags 11 Uhr auf Wache, von der Wohnung des betreffenden Hauptmanns aus und zwar des Sonntags, Montags und Dienstags unter der Regimentsmusik der Kommunalgarde, des Stadtmusikchors in Paradeuniform und noch eines dritten Musikchors. Auch die gesamte Generalität und ebenso das Offizierskorps, sowie ferner die Kommunalgarde zogen mit. Es waren diese Wachparaden auch ein hübsches Schauspiel für die hiesigen Einwohner und nicht minder die Fremden, zumal da alle drei Tage weder in Havelst noch Westplatz gearbeitet wurde. Es freute sich Jedermann eifrig darauf, schon der ausgezeichneten Regimentsmusik halber, welche fast eine Stunde lang dauerte. Auch die Wachmannschaften theilten diese Freude, denn es gab auf der Wache immer viel Spaß. An „Getränken“ gab es auch genug, Wein sowohl als Brod, Bier und Branntwein gab es gratis.

Ich komme nun mit meinen hiesigen Rückerinnerungen in die fünfziger Jahre hinein; da nun noch sehr viel Zeitgewinnen dieser Tage leben, so kann ich weitere hiesige Ereignisse unerwähnt lassen, z. B. größere Feuerbrünste, große Wasserfluthen, wie im Jahre 1854, wo in Kappel beim ersten Randstheil nach dem Friedhof zu zwei Häuser weggeschwemmt wurden, und am Kappbergweg die Hintergebäude der Fäbri in Folge des Hochwassers einstießen. Vielleicht findet sich später eine geeignete Persönlichkeit, hiesige Vorkommnisse von 1860 an der Bevölkerung in Erinnerung zu bringen. Mich soll es nur aufrichtig freuen, durch diese hübschen Skizzen Manchem einige unterhaltende Stunden bereitet zu haben. F. W. T.

Die mit der Güte um Abdruck als „Eingeandt“ aus dem Freireiche und zugehörigen Artikel stehen mit der Redaktion in trimer Beziehung. Selbstverständlich finden auch von anderer Seite einlaufende „Eingeandt“ (so allgemein Interesse) ebenfalls gern unentgeltliche Aufnahme. Wir bitten, die einzuliefernden Blätter möglichst nur einseitig und nicht zu eng zu beschreiben.